Regina Becker-Schmidt

GESELLSCHAFTLICHE VERTEILUNG VON „EIGENVERANTWORTLICHER“ ARBEIT UND SOZIALE UNGLEICHHEITSLAGEN: ZUR KONNEXION „GENDER AND WORK“

1. FRAGESTELLUNG

Im Sozialstaat, in der Familienpolitik, auf dem Arbeitsmarkt, im Bildungswesen macht ein Wort die Runde, welches signalisiert, dass Bürgerinnen und Bürger heutzutage in neuer Weise in die Pflicht genommen werden: Allerorten ist von „Eigenverantwortung“ die Rede. Die Menschen sollen selbst für ihre Gesundheit Vorsorge tragen; sie sollen sich um Weiterbildungsmaßnahmen kümmern, um im Beruf angesichts sich verändernder Qualifikationsanforderungen Schritt halten zu können; sie sollen erhöhtes Pflichtbewusstsein und Eigeninitiative am häuslichen und außerhäuslichen Arbeitsplatz an den Tag legen und selbsttätig ihre soziale Sicherung planen.

Der Begriff „Eigenverantwortung“ spielt auch in den rezenten Debatten der avancierten Industrie- und Arbeitssoziologie eine wichtige Rolle. Dort wird er kritisch gegen Unternehmerstrategien gewandt, die versuchen, Selbststeuerung zum Mittel der Leistungssteigerung zu machen. Dieses Problem wird in zwei innovativen Forschungsschwerpunkten untersucht. Der erste Fokus ist durch den Titel „Subjektivierung der Arbeit“ markiert. Er widmet sich der Frage, in welcher Weise sich im forcierten Kapitalismus der Zugriff auf individuelle Potenziale und Motivationsstrukturen verschärft. Damit gewinnt in diesem Zweig der Industrie- und Arbeitssoziologie die Akteursperspektive Aufwind. Zudem tritt zutage, in welche Richtung sich die Konfliktfelder zwischen Beschäftigten und Unternehmern verändern. Die zweite Umorientierung beschäftigt sich mit der beobachtbaren Tendenz, dass sich traditionelle Trennlinien zwischen der Privatsphäre und marktvermittelten Arbeitsbereichen verflüssigen. Der Titel „When Work becomes Home and Home becomes Work“, den Arlie R. Hochschild ihrem Buch „On the Edge of the Time Bind“ (1997) unterlegt, formuliert kurz und bündig, worum es bei dem Stichwort „Entgrenzung“ geht. Hier erweitert sich der industriesoziologische Horizont über den Betrieb hinaus: Die Bezüge zwischen Beschäftigungssystem und privater Lebenswelt werden stärker beachtet.

Trotz der progressiven Züge, die in den benannten Paradigmenwechseln zu verzeichnen sind, bleibt jedoch ein altes Dilemma der Industriesoziologie bestehen: Ihr Arbeitsbegriff ist weiterhin erwerbszentriert. Das hat zur Konsequenz, dass dort verankerte gesellschaftstheoretische Ansätze, welche über Herrschaftsverhältnisse, soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit aufklären wollen, auf die Untersuchung von Zusammenhängen zwischen neuen Formen der Kapitalakkumulation und der Organisation von betrieblichen Arbeitsprozessen begrenzt bleiben. In den aktuellen industriesoziologischen Fragestellungen kommt die Privatsphäre prima vista ins Spiel, insofern berufliche Belange zeitlich und räumlich in diesen Bereich eindringen und ihn als Freiraum bedrohen, in dem sich die Einzelnen von den Stra-

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

pazen der Erwerbssphäre erholen können. Es wird zwar nach wie vor davon ausgegangen, dass die Arbeitskraft der Beschäftigten durch häusliche Versorgung regeneriert wird. Aber es kommt nur am Rande zur Sprache, zu wessen Lasten das geht und mit welchen Formen disparitärer geschlechtlicher Arbeitsteilung das verbunden ist. Die privat organisierte Reproduktionssphäre als Praxisbereich, in dem für den Fortbestand des Sozialgefüges als Ganzes unentbehrliche Arbeit geleistet wird, findet in einer gesellschaftstheoretischen Perspektive kaum Berücksichtigung. Eine sozialwissenschaftliche Sichtweise, die das Beschäftigungssystem als Forschungsgegenstand favorisiert und die soziale Relevanz außer Acht lässt, die der Selbstorganisation von Familienarbeit für den Gesellschafts- und Bevölkerungserhalt zukommt, wirft eine Reihe von Fragen auf: Wessen und welche Arbeit wird unzureichend zur Kenntnis genommen? Welche gesellschaftlichen Krisenherde geraten nicht ins Blickfeld der Industrie- und Arbeitssoziologie, wenn sie die lebensweltliche Reproduktionssphäre in ihren Analysen vernachlässigt? Wo werden in den industrie- und arbeitsoziologischen Zeitdiagnosen Verletzungen von Gleichstellungsrechten, Geboten der Gleichbehandlung und Ansprüchen auf soziale Sicherung nicht scharf genug wahrgenommen und thematisiert?

Mit diesen Fragen ist der Problemhorizont abgesteckt, innerhalb dessen ich mich der Konnexion „Arbeit und Geschlecht“ zuwenden möchte. Es soll deutlich gemacht werden, dass die gegenwärtigen Forderungen nach individueller Selbstausbeutung, die Industriesoziologen unter den Stichworten „Subjektivierung der Arbeit“ und „Entgrenzungen der Trennlinien zwischen Privatem und Öffentlichem“ problematisieren, zum einen weit über den von ihnen gewählten Bezugsrahmen „Erwerbssphäre“ hinausgehen. Zum anderen bedürfen die benannten theoretischen Neuorientierungen historischer Präzisierung. Lenkt man die Aufmerksamkeit auf die vielfältige Arbeit, die von Frauen geleistet wurde und wird, dann tritt zu Tage, dass das, was in der Industriesoziologie als Neuerscheinung betrieblicher Instrumentalisierung von Subjektpotenzialen debattiert wird, in den Praxisfeldern der weiblichen Genus-Gruppe eine lange Tradition hat. Es lässt sich zeigen, dass „Eigenverantwortlichkeit“ Frauen in all ihren Tätigkeitsbereichen – Familie, Beruf, Ehrenamt – schon vor dem Auftreten kapitalistischer Wirtschaftsweisen abverlangt wurde.

Über die Thematisierung von „gender and work“ hinaus werden wir zu verfolgen haben, welche Konsequenzen es für eine kritische Subjekt- und Gesellschaftstheorie hat, wenn Formen gesellschaftlich notwendiger Arbeit, die nicht marktvermittelt sind, in Sozialanalysen unterbelichtet bleiben und wenn der Privatsphäre in der Reproduktion des Sozialgefüges nicht das Gewicht zugestanden wird, das ihr zukommt.

2. ARBEITS- UND INDUSTRIESOZIOLOGISCHE PARADIGMENWECHSEL

Es waren insbesondere drei soziale Entwicklungen, die Bewegung in die Industrie- und Arbeitssoziologie brachten.

Zum Ersten: Das Anwachsen des Dienstleistungssektors, der heute an Umfang der industriellen Produktionssphäre den Rang abgelaufen hat, forderte heraus, diesem expandierenden Wirtschaftszweig in der Forschung mehr Rechnung zu tragen. Dabei ist von besonderem

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

Interesse, wie sich hier neben dem formellen Arbeitsmarkt informelle Arbeitsmarktsegmente mit ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen herausbilden.[1]

Im Zuge der Globalisierung ist die ungleiche Verortung von Erwerbstätigen auf dem gespaltenen Arbeitsmarkt zu einem generellen Problem geworden. Die Prekarisierung und Informalisierung von bezahlter Arbeit schreitet weltweit voran. Mit diesem Phänomen sind Männer und Frauen konfrontiert, aber letztere in anderen Ausmaßen (vgl. Altvater/Mahnkopf 2004).

Zum Zweiten führten neue Formen der Kapitalakkumulation, der Betriebsführung und der Verwertung von Arbeit zu Umorientierungen in der Industriesoziologie. In bestimmten Branchen lässt sich beobachten, dass die unmittelbare Ausrichtung des Produktionsprozesses an den Bedingungen, unter denen sich das Produzierte ohne Zeit- und Reibungsverluste vermarkten lässt, unmittelbar auf die Anforderungen an die Beschäftigten durchschlagen. Die kapitalistischen Zugriffe auf das menschliche Arbeitsvermögen haben sich verschärft. Die Diagnose „Subjektivierung der Arbeit“ trägt diesem Phänomen ebenso Rechnung wie die Aufmerksamkeit, die sich auf das Durchlässigwerden von Trennlinien zwischen dem Privatbereich und der Erwerbssphäre richtet.

Zum Dritten: Angesichts von Veränderungen in der sozialen Gliederung der Bevölkerung kam es zu Diskussionen darüber, in welcher Weise die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit konstitutiv für soziale Ungleichheitslagen ist und welche Diskriminierungskriterien hier am Werk sind. Das hatte zwei Konsequenzen. Zum einen forderte die zunehmende Fraktionierung der Lohnabhängigen kritische Industriesoziologen zu einer Revision des marxistischen Klassenbegriffs heraus, soweit er Homogenität suggeriert (vgl. Bieling 2000). Zum anderen konnte es nicht bei „Klasse“ als einzigem Referenzpunkt für soziale Disparitäten bleiben. Vor allem von Feministinnen wurde zur Geltung gebracht, dass auch „Geschlecht“ und „Ethnizität“ gesellschaftliche Differenzsetzungen implizieren. Das hatte zur Folge, dass auch andere Herrschaftszusammenhänge als nur die kapitalistischen Akkumulationsprozesse für die Ungleichheitsforschung relevant wurden, so z.B. ethno- und androzentrische Hegemonieansprüche.

3. DEFIZITE

Trotz all der angeführten Kurskorrekturen ist die Konnexion „Arbeit und Geschlecht“ in vielen Dimensionen unterbelichtet geblieben. Vor allem Ansätze zur „Subjektivierung der Arbeit“ und Thesen über das Aufweichen von Grenzziehungen zwischen privaten und öffentlichen Räumen oder Tätigkeitsbereichen bedürfen einer geschlechtsbezogenen Differenzierung.

[1] Fragt man nach den Auswirkungen, welche die Verschiebung von der Industriearbeit zur Dienstleistung für die Genus-Gruppen mit sich brachte, so zeigen sich Dynamik und Statik als zwei Seiten der Entwicklung. Einerseits profitierten Frauen in größerem Ausmaß als Männer von den neu geschaffenen Arbeitsplätzen im Dienstleistungssektor. Der dadurch gestiegene Anteil von weiblichen Beschäftigten an der Erwerbsbevölkerung ist fraglos positiv zu bewerten. Gleichwohl ist nicht zu übersehen, dass sich Formen der Benachteiligung qua Geschlechtszugehörigkeit auch bei der Ausdehnung dieses Erwerbsbereichs durchgehalten haben: Frauen müssen sich im Vergleich zu Männern häufiger mit Teilzeitjobs zufrieden geben. Sie sind zudem eher auf dem informellen als auf dem formellen Sektor des Arbeitsmarktes vertreten. In den gehobenen Positionen von Angestellten und Beamten sind Frauen immer noch unterrepräsentiert. Des Weiteren zeigen empirische Studien, dass die psychosozialen Kosten einer beruflichen Karriere für Frauen nach wie vor größer sind als für Männer. Bei vielen Aufstiegsaspirantinnen erweist sich der Kinderwunsch als Karrierebremse: In den höheren Etagen des Managements sind mehr Frauen kinderlos als Männer. Sie sind auch im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen häufiger nicht verheiratet (vgl. Stief 2006, 3).

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

3.1 Ausblendungen im Konzept „Subjektivierung der Arbeit“

Ohne Frage hat die Debatte zur „Subjektivierung der Arbeit“ neue Forschungsperspektiven eröffnet. In den Blick gerät, wie sich die Beziehungen zwischen Beschäftigten und Unternehmern verändern. Im avancierten Kapitalismus werden nicht mehr nur die in der beruflichen Aus- und Weiterbildung erworbenen Fähigkeiten sowie die traditionellen Arbeitstugenden (die sogenannten „extrafunktionalen“ Qualifikationen) verwertet. In einem sehr viel weitergehenden Ausmaß als das früher der Fall war, geht es um die Ökonomisierung von Motivationsstrukturen und psychosozialen Dispositionen, die ihre Genese in individuellen Entwicklungen und Prozessen persönlicher Erfahrungsbildung haben. Die Verschiebung der Arbeitskontrolle von betrieblichen Autoritäten auf die inneren Instanzen des einzelnen Beschäftigten gilt in der kritischen Industriesoziologie als typisches Merkmal post-fordistischer Arbeitsverhältnisse. Der neoliberale Kapitalismus hat es offensichtlich auf alle sozialen Fähigkeiten abgesehen: Er greift auf den „ganzen Menschen“ zu (vgl. Sauer/Döhl 1994, 197-215; Moldaschl 2001, 132-164; 2002, 23-52; Sauer 2005). Obwohl die Bestimmungen, die das Konzept „Subjektivierung der Arbeit“ kennzeichnen, bisher nur in einigen Segmenten des Beschäftigungssystems, vor allem in solchen mit hohem Qualifikationsniveau, bestätigt werden konnten, scheint dieser Begriff doch genereller auf neue kapitalistische Strategien zu verweisen, marktvermittelte Arbeit „in Wert“ zu setzen. Das wird einsichtig, wenn man den Kardinalpunkt ins Auge fasst, an dem sich eine Reihe von Modifikationen in betrieblichen Arbeitsprozessen festmachen lassen. Gesellschaftstheoretiker, welche die Entwicklung von tayloristischen zu post-fordistischen Arbeitsbedingungen verfolgen, legen Gewicht auf die Geschmeidigkeit des gegenwärtigen Kapitalismus, mit Mitteln von Flexibilisierungsmaßnahmen die Intensität der bezahlten Arbeitskraft zu steigern (vgl. Hirsch/Roth 1982). In dieser Perspektive bedeutet „Subjektivierung“ mehr als Selbst-Management, Selbst-Kontrolle und Anpassungsfähigkeit an veränderte Qualifikationsprofile.

Flexibilität impliziert die Agilität der Beschäftigten, sich schnell umstellen und sich mit großer Beweglichkeit auf neue Arbeitskonstellationen einlassen zu können. Das ist eine spezifische Qualität von „lebendiger Arbeit“ (Marx), welche die Durchsetzung von zwei betrieblichen Strategien ermöglicht: Fixierte Arbeitszeiten zu lockern und Arbeitsplätze zu verlagern. Beides scheint den Beschäftigten und den Unternehmern gleicher Maßen entgegen zu kommen. „Flex-i-time“ lässt variable Arrangements von Arbeitszeitregelungen zu, die durch eine kontinuierliche Auslastung der Produktionsanlagen und eine ausgewogene Verteilung der Arbeitskräfte über alle Schichten hinweg zur Effektivitätssteigerung beitragen. Für die Beschäftigten scheinen verschiebbare Arbeitszeiten eine bessere Koordination von privaten und beruflichen Zeitanforderungen zu erlauben. Die Verlagerung von Arbeitsplätzen vom Betrieb in die Privatsphäre hat für Unternehmer den Vorteil, dass die Angestellten tendenziell jederzeit und überall abrufbar sind. Für die Angestellten eröffnet sich die Möglichkeit, in den heimischen vier Wänden die berufliche Arbeitszeit in eigene Regie zu nehmen. Die Ambiguität beider Flexibilisierungsstrategien für die abhängig Arbeitenden liegt auf der Hand: Sie versprechen mehr Autonomie und Selbstbestimmung im Umgang mit Zeit und Raum; aber der Zwang, sich für den Betrieb nach Maßgabe seiner Belange zur Verfügung zu halten und Wechselfälle im Arbeitseinsatz auszutarieren, schränkt diese Chancen erheblich ein (vgl. Jürgens 2002, 100-118).

In der post-fordistischen Organisation von Arbeit sind Subjektivierung und Flexibilisierung als Mittel der Leistungssteigerung ineinander verwoben. Industrie- und Arbeitssoziologen, die

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

diese Verschränkung wahrnehmen, warnen vor der Gefahr, dass das dadurch bedingte Anwachsen von Belastungen Zeit und Kraft aufzehrt, welche für die notwendige Regeneration der Beschäftigten notwendig wäre. Diese Befunde liefern wichtige Anstöße für neue Orientierungen in einer arbeitsbezogenen Gesundheitspolitik.

Alle diese Reflexionen haben fraglos ihre Berechtigung. Aber es ist nicht zu übersehen, dass sie mit Geschlechtsblindheit geschlagen sind (vgl. Aulenbacher 2005, 225-255; 2005a, 34-64).

Ich frage mich, aus welchen Gründen die soziologische Untersuchung des Phänomens „Subjektivierung der Arbeit" bisher auf die Erwerbssphäre begrenzt geblieben ist. Warum werden in der Forschung keine Parallelen zu einem anderen Praxisfeld gezogen, nämlich der privaten Reproduktionssphäre? Hier hat es die gesellschaftliche Inanspruchnahme von Subjektpotenzialen, die mehr umfassen als rein sachbezogene Fähigkeiten, immer schon gegeben. Und je mehr die kulturellen Standards an Haushaltung, Kindererziehung und caring im Laufe der Geschichte gestiegen sind, desto größer wird das Ausmaß an Intensität, die in der regenerativen Arbeit aufgebracht werden muss. Frauen, die Hausarbeit leisten, Kinder betreuen und Familienangehörige versorgen, tun das mit beträchtlichem persönlichen Einsatz, in voller Eigenverantwortlichkeit und unter Aufbietung einer Vielzahl von Kompetenzen.[2] Und sie halten dieses Engagement auch durch, wenn sie berufstätig sind. Ein „Familienbetrieb" lässt sich ohne innere Motivation und ohne selbstgesteuerte Lernprozesse kaum führen.

Hausfrauen wird eine ähnliche Frustrationstoleranz abverlangt wie Erwerbstätigen, die viel Engagement in den Beruf investieren, aber dennoch abhängig Arbeitende bleiben. Freiwilligkeit und Unterwerfung unter die soziale Norm, als Angehörige des weiblichen Geschlechts Familienpflichten zu übernehmen, sind kaum auseinander zu dividieren. Es gibt jedoch einen entscheidenden Unterschied zu den Beschäftigten. Auch diese müssen zwar um der Sicherung ihrer beruflichen Stellung und ihres Fortkommens willen Abstriche an Bedürfnissen nach Dispositionsspielräumen in ihrem Tätigkeitsbereich machen. Aber ihre Leistungsbereitschaft wird bezahlt und durch Aufstiegsmöglichkeiten honoriert. Die Subjektivierung der Hausarbeit zahlt sich dagegen nicht aus. Immer dringlicher wird eine Familienpolitik in Verbindung mit einer Beschäftigungspolitik, welche die Aufhebung geschlechtlicher Arbeitsteilung im Privaten und Öffentlichen forciert und für Erwerbsarbeitsbedingungen Sorge trägt, welche Frauen und Männern die Einlösung familialer Verpflichtungen ohne Einschränkungen ermöglicht.

Kommen wir zurück zur Sozialwissenschaft.

Im industriesoziologischen Denken scheint sich „Subjektivierung" in erster Linie in öffentlichen Praxisfeldern zu vollziehen. Individuelle Befähigungspotenziale, die sich gesellschaftlich abschöpfen lassen, werden der Berufsarbeit zugeschrieben. In der Hausarbeit, die im Privaten angesiedelt ist, scheinen keine subjektiven, sozial abrufbaren Überschüsse zu stecken. Die von der Wirtschaft diktierte Rangordnung zwischen professionalisierter, profitabler und marktförmig produktiver Arbeit und angeblich „nur" reproduktiver häuslicher Praxis findet sich trotz aller gesellschaftskritischen Intentionen in der industriesoziologischen Option wieder, der Erwerbstätigkeit mehr Relevanz zuzumessen als den Aktivitäten, die in der Familie von-

[2] Zum breiten Spektrum an Fähigkeiten, das Hausfrauen abverlangt wird vgl. Thiessen 2003, 63-77.

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

statten gehen. So entsteht der Anschein, als sei die private Reproduktionssphäre nicht vergesellschaftet und in die Austauschprozesse, von denen das Sozialgefüge lebt, nicht eingebunden. Das hat subjekt- und gesellschaftstheoretische Folgen. Die Beanspruchungen und Anstrengungen, denen Frauen in der Hausarbeit ausgesetzt sind, werden in der Industrie- und Arbeitssoziologie weitgehend ausgeblendet. Das geht mit einer Unterschätzung der konstitutiven Bedeutung von privater Reproduktionsarbeit für die Genese und Aufrechterhaltung von lebendiger Arbeit einher. Ich möchte diese Kritik in zwei Punkten konkretisieren.

Erstens: Obwohl es auf der Hand liegt, dass Konflikte, die aus den Arbeitsbedingungen in Privatverhältnissen herrühren, die psychosoziale Befindlichkeit von nichtberufstätigen und berufstätigen Hausfrauen tangieren, sind solche Probleme in der Arbeits- und Industriesoziologie kaum untersucht worden. Während durch sozialpolitische Debatten in der Öffentlichkeit ein Bewusstsein davon entstanden ist, dass Frauen durch Doppelbelastung, ungleiche häusliche Arbeitsteilung, Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt und in den Systemen sozialer Sicherung in unzumutbarer Weise diskriminiert werden, beschäftigen sich beide Disziplinen selten mit dieser Thematik. Das vergrößert die Schwierigkeit, diese Problematik in die Arbeitsmedizin oder die staatlich geförderten social health-Programme einzubringen.

Zweitens: Kritische Industriesoziologen weisen zwar darauf hin, dass durch die Intensivierung der Erwerbsarbeit Freizeit zur Befriedigung von Regenerationsbedürfnissen eingeschränkt wird. Diese Bedrohung scheint für sie jedoch nur aus der marktvermittelten Arbeitswelt zu kommen. Nicht ins Auge gefasst werden die Tätigkeitsbedingungen im Haushalt, die sich für Frauen verschlechtern, wenn zum einen zuviel Kraft in die steigenden Ansprüche der Berufswelt verausgabt werden muss und zum anderen gesellschaftliche Rationalisierungsprozesse auf die Privatsphäre übergreifen, die physisch und psychisch belasten. Solche Entwicklungen erzeugen Dilemmata, die Hausfrauen unter Druck setzen. Versachlichung des Familienlebens durch rationale Planung des Tagesablaufs, gesteigerte Ansprüche an die Effizienz in der Haushaltung und an Zeitkalkulation im Umgang mit den Angehörigen sind Ausdruck solcher sozialen Zwänge. Arbeitsleid ist durchaus ein Syndrom, dass auch bei der Bewältigung familialer Verpflichtungen auftritt. Überforderungen, die nicht nur aus außerhäuslichen, sondern ebenso aus häuslichen Belastungen resultieren, gefährden nicht nur die Regeneration von Frauen, die eigenverantwortlich einen Haushalt führen. Werden ihre Subjektpotenziale lädiert, dann wirkt sich das auch auf die Reproduktionschancen derer aus, die von ihnen versorgt werden. Unter einem androzentrischen Blickwinkel mag die Privatsphäre als Freiraum für Erholung und Entspannung erscheinen. Für Frauen ist sie vor allem eine Arbeitsstätte. In Gesellschaften, in denen die Wiederherstellung von Lebens- und Arbeitskraft weitgehend Privatsache ist, hängt die Einlösung dieser Aufgabe in hohem Maße von der Qualität des häuslichen Ambiente ab. Es ist mitentscheidend dafür, wie Kinder sozialisiert werden und ob Familienmitglieder die draußen verausgabte Vitalität hier wieder auftanken können. Mit anderen Worten: Die subjektive Energie, welche in die private Regenerations- und Reproduktionsarbeit fließt, ist eine der Quellen, die jene Anteile in den Individuen stabilisiert, die in Subjektivierungsprozessen der beruflichen Arbeit abberufen werden. Hausfrauen werden für diesen Energieaufwand jedoch nicht honoriert, im Gegenteil: Fehlende Unterstützung von außen und innen, mangelnder Schutz vor Überforderung und vor einer einseitigen, vorrangig auf Haushaltung ausgerichteten Arbeitsorientierung gehen zu ihren Lasten. Eine Neuordnung der geschlechtlichen Arbeitsteilung, bzw. einer gerechten Verteilung von marktvermittelter und privater Arbeit zwischen den Geschlechtern ist nicht nur ein Gebot der sozialen Vernunft, sondern auch eines der Solidarität zwischen den Genus-Gruppen.

3.2 Geschlechtsblindheit im Forschungsfeld „Entgrenzung von Trennlinien zwischen privaten und öffentlichen Sphären“

Auch in den Paradigmen zum Phänomen „Entgrenzung“ wird die Kategorie „Geschlecht“ nicht systematisch aufgenommen (vgl. zur Entgrenzungs-Debatte: Voß 1998; Jurczyk/Voß 2000, 151-206; Kratzer/Sauer 2003, 87-123; Pongratz/Voß 2003).[3]

Schon die Annahme in einigen älteren Theorien, die davon ausgehen, dass die Aufweichung von Demarkationslinien zwischen beruflichen und privaten Bereichen mit post-fordistischen Formen der betrieblichen Arbeitsorganisation zunähme, enthält einen gender-bias (vgl. Hirsch/Roth 1986). Auch wenn betont wird, dass sich Industriearbeit im lebensweltlichen Alltag vehement geltend macht, erweckt jene Vermutung doch den Anschein, als seien beide Sphären unter dem Regime des Taylorismus eher getrennt gewesen. Das entspricht jedoch nur der Realität derer, die nicht mit häuslicher Arbeit konfrontiert sind, wenn sie von der Firma oder vom Betrieb heimkommen. Erwerbstätige Frauen betreten beim Übergang von der Berufswelt in die Familie kein Reich der Freiheit. Seit ihrer Integration in die Lohnarbeit pendeln sie zwischen privaten und öffentlichen Arbeitsstätten. Eine solche Hin- und Herbewegung gleicht einer Quadratur des Kreises: Einerseits gilt es, zwischen den beiden differenten Praxisbereichen Brücken zu schlagen, die Übergänge erlauben. Anderseits ist es notwendig, zwischen Privat- und Berufssphäre klar zu unterscheiden.

Aus guten Gründen müssen die Trennlinien zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit sowohl eingehalten als auch durchbrochen werden. Erst das ermöglicht die Kombination von Haus- und Erwerbsarbeit. Nach beiden Seiten ist Durchlässigkeit im Hin und Her zwischen den beiden Praxisfeldern notwendig. So ist z.B. nach Dienstschluss die Zeit für die Hausarbeit knapp bemessen. So beginnen Frauen die dort anfallenden Tätigkeiten schon während der Dienstzeit zu planen. Und umgekehrt: Bei der Hausarbeit bieten sich Frauen wenig Kommunikationschancen. So nutzen sie die Kontakte mit Kolleginnen und Kollegen im Betrieb für den Austausch von persönlichen Erfahrungen und die Diskussion familialer Probleme. Aber die Leistungsnormen der Lohnarbeit halten solche Ausflüge in nicht-betriebliche Gefilde in strikten Grenzen. Im Privatbereich ist wiederum die Erwerbsarbeit präsent. Berufliche Probleme lassen sich nicht einfach vor der Haustüre abschütteln. Eindrücke und Konflikte aus dem betrieblichen Alltag wirken zuhause nach und wollen bewältigt werden. Dort muss aber gleichzeitig der professionelle Habitus so weit abgelegt werden, dass er die Versorgungsarbeit, die in vielen Details andere Maxime einfordert als die marktvermittelte Beschäftigung, nicht beeinträchtigt. Derartige Umstellungsprobleme sind schwer zu bewältigen.

Die Gefahr, dass berufliche Belange störend in den privaten Bereich einzudringen drohen, hat somit für weibliche Beschäftigte ein anderes Gesicht als für männliche. Frauen müssen Strategien entwickeln, betriebliches Fortsetzungsverhalten einzudämmen, um sich auf die Familienpflichten umstellen zu können.[4] Erwerbstätige Frauen, die in der Familie die Fäden in der

[3] Soweit sich die Entgrenzungsdebatte an eine feministisch orientierte Soziologie der Lebensführung anlehnt, taucht die Kategorie „Geschlecht“ zumindest in einer handlungstheoretischen Perspektive auf (vgl. Jurcyk 2004, 2005; Jurcyk/Lange 2002, Jurcyk/Rerrich 1993). Sobald jedoch arbeitssoziologische Probleme in den Vordergrund treten, reißt dieser Faden ab: Die Anstöße für Entgrenzungen kommen einseitig aus der marktvermittelten Arbeitswelt.

[4] Bei jenen, die den Aufstieg in höhere Positionen geschafft haben, lässt sich z.B. beobachten, dass sie beruflichen Verpflichtungen ausweichen, die sie als „Zeitfresser“ bezeichnen – etwa Treffen mit KundInnen und Sitzungen außerhalb der Dienstzeit. Das ist für ihre Karriere nicht gerade förderlich (vgl. Stief 2006, 3).

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

Hand halten, sind somit kontrastierenden Impulsen ausgesetzt – solchen der Entgrenzung und solchen der Begrenzung.

In den aktuellen Debatten um das Phänomen „Entgrenzung“ geht es auch um die Permeabilität von Tätigkeitsbereichen: Was früher in den Privatbereich gehörte, wird jetzt professionell genutzt und umgekehrt. Auch in diesem Zusammenhang wird nicht erwähnt, dass solche Transfers im weiblichen Lebenszusammenhang nicht neu sind. Immer schon wurden Fähigkeiten von Frauen, die als Haushaltstugenden galten, zu Geschlechtsspezifika ihrer Erwerbsarbeit gemacht. Bemerkenswert ist, dass bis heute solche Umschriften meist einen negativen Effekt haben. In einem breiten Spektrum von Zuschreibungen schlagen sich Klischees von Weiblichkeit und Hausarbeit nieder, die als Legitimation für geschlechtsbezogenen Segregationslinien in Unternehmen dienen. Die Attributionen reichen von der so genannten Fingerfertigkeit von Hausfrauen, die angeblich für die monotone Routinearbeit mit kleinen Werkteilen prädestiniere bis zur immer wieder betonten Kommunikationsfähigkeit, die Frauen von Natur aus zu haben scheinen, und die sie besonders gut einsetzbar im unteren und mittleren Managementbereich der „human relations“ macht. Care work, für die weibliche Angehörige zuhause eingesetzt werden und die als professionalisierte Dienstleistung häufiger von Frauen als von Männern erbracht wird, ist ein weiteres Beispiel.

4. ZWISCHENBILANZ

Wenn wir das Phänomen „Entgrenzung“ in den Kontext von „Arbeit und Geschlecht“ setzen, wird ein Paradox in der Strukturierung von Gesellschaft deutlich. Die beiden Arbeitsformen, auf denen der Fortbestand des Sozialgefüges beruht – die privat organisierte und die marktvermittelte – sind zwar räumlich, zeitlich und in der Zwecksetzung von einander getrennt, in der gesellschaftlichen Reproduktion aber rekombiniert (vgl. Becker-Schmidt 1999, 27-52). Diese Dialektik entzieht sich der unmittelbaren Einsicht. Es scheint, als ob Hausarbeit ihren eigenen Gesetzen folge und das Erwerbssystem von ihr unabhängig sei. Analysieren wir jedoch die Doppelung von Arbeit, die berufstätige Hausfrauen leisten, dann erkennen wir, wie beide Praxisfelder ineinander verschränkt sind: ohne Haushaltung keine Privatsphäre, ohne Privatsphäre kein lebendiges Arbeitsvermögen, ohne den Verkauf lebendiger Arbeit kein Lohn, ohne die Verwertung von Lohnarbeit keine Chance für das Erwerbssystem Waren zu produzieren und Dienstleistungen zu erbringen. Trotz dieser Interdependenzen unterliegen die beiden Arbeitsformen einer Rangordnung, die gesellschaftlich nicht zu rechtfertigen ist. Wir können zwei soziale Gruppen ausmachen, die von dieser Hierarchisierung profitieren: die Unternehmer und die männlichen Beschäftigten. Die Repräsentanten des Kapitals sparen Kosten durch niedrige Lohnzahlungen an Frauen und profitieren von der unbezahlten Hausarbeit, mit deren Hilfe Arbeitskraft regeneriert wird. Die männlichen Beschäftigten bekommen die höheren Löhne und sind auf Grund ihres traditionellen Status als bread-winner weitgehend von Hausarbeit entlastet. Das Paradox von Trennung und Verknüpfung im Zusammenspiel von Erwerbs- und Privatsphäre bekommen insbesondere Frauen zu spüren. Ihr Arbeitsleben ist in zwei Hälften auseinander gerissen. Jede ist für sich allein ungenügend. Folglich müssen Frauen bedenken, was sie verlieren, wenn sie an einem der beiden Bereiche – Familie oder Beruf – Abstriche machen. Die Erwerbsarbeit aufzugeben impliziert Verlust an Kooperationserfah-

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

rungen, an Partizipation an einer Arena öffentlicher Anerkennung, an finanzieller Selbstständigkeit; Reduktion der Erwartungen an die Privatsphäre heißt Einbußen an Intimität und nahen Beziehungen hinzunehmen. Diese Ambiguität drückt sich in der Subjektivität von Frauen aus: Einerseits wird ihre Widerständigkeit und ihr Wille zur Selbstbehauptung im Kampf gegen Vereinseitigung gestärkt; andererseits wird viel Kraft in der Bewältigung von Unvereinbarkeiten aufgezehrt und sozialen Aktivitäten entzogen, die ihren eigenen Interessen entsprechen.

In subjekttheoretischer Perspektive hat der Widerspruch von Trennung und Rekombination von Arbeitsformen und Arbeitssphären Konsequenzen für die psychische Strukturierung derer, die ihn aushalten müssen. Unter gesellschaftstheoretischen Aspekten wirft er Licht auf die Verfasstheit des Sozialgefüge als Ganzes. Die ungleiche Verteilung von Haus- und Berufsarbeit zwischen den Genus-Gruppen, die mit der vorrangigen Delegation von Familienpflichten an Frauen ihren Ausgang nimmt, wird durch engendering-Prozesse im Beschäftigungssystem fortgeführt. Beide Formen geschlechtlicher Arbeitsteilung sind ineinander verflochten, weil zwei Stränge in der geschichtlichen Entwicklung konvergieren, obwohl sie ihre je eigene Genese haben. Die Strukturierung der Arbeitsteilung im Geschlechterverhältnis geht auf patriarchalische Machtstrukturen in der Kultur, der Politik und Wirtschaft zurück, die älter sind als der Kapitalismus. Sie haben in der androzentrischen Vorstellung überlebt, dass die Arbeit von Männern von höherem sozialen Wert sei als die von Frauen. Die kapitalistische Ökonomie hat diesen männlichen Anspruch auf geschlechtliche Suprematie für ihre Zwecke genutzt. So treffen sich zwei Logiken der Macht und Bemächtigung, obwohl sie unterschiedlichen Intentionen folgen. Die Koinzidenz von männerbündischen und kapitalistischen Interessen macht sich in der Formierung der Gesamtgesellschaft wie im Geschlechterverhältnis geltend. Beides bedingt sich wechselseitig. Die soziale Stellung der Genus-Gruppen korrespondiert der Hierarchie der gesellschaftlichen Sphären. In den sozialen Sphären, die einen großen Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen haben – Militär, Staat, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Technik – dominieren Männer. Dem entspricht in spiegelbildlicher Umkehrung, dass jene sozialen Bereiche mehr gesellschaftliches Gewicht haben, in denen das maskuline Geschlecht die Überhand hat. Frauen sind dagegen im Bereich „Familie“ überrepräsentiert, einer Institution, die kaum soziale Durchsetzungschancen hat. Generell gilt: Sektoren, die feminisiert sind, haben wenig Sozialprestige.

5. AUSBLICK

Ich möchte abschließend eine Erweiterung des Begriffs „Arbeit“ zur Diskussion stellen, die den aufgezeigten Defiziten entgegenwirken kann. Die Konzeption von „Arbeit“, die ich vorzuschlagen habe, beruht auf den folgenden Überlegungen:

- Entgegen der vorherrschenden Zentrierung der Industriesoziologie auf Tätigkeiten in der Produktionssphäre und im marktvermittelten Service-Sektor gilt es, die häuslichen Versorgungsleistungen in all ihren Facetten in den Arbeitsbegriff zu integrieren. Nur auf diesem Wege kann sowohl die gesellschaftliche Interdependenz als auch die soziale Gleichwichtigkeit von privat organisierter Reproduktionsarbeit und Erwerbstätigkeit zum Vorschein kommen.

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

- Um erkennen zu können, was Frauen und was Männer zur gesellschaftlichen Reproduktion beitragen, müssen in der Forschung die Kombinationen von privaten, öffentlichen und marktvermittelten Formen von Arbeit im Aktionsspektrum der Geschlechter Berücksichtigung finden.

- Sind die jeweiligen Spezifika im Arbeitsensemble der Geschlechter geklärt, kann auch die Frage beantwortet werden, ob sich die Existenzbedingungen von Frauen und Männern aneinander angeglichen haben oder nicht.

- Ein Konzept von „Arbeit" muss sich auch für eine internationale komparative Forschung eignen. Soziale Strukturierungen und Normen, die Einfluss darauf nehmen, welche Praxen Frauen und welche Männer zugewiesen werden, unterscheiden sich je nach der Formbestimmtheit einer Gesellschaft. So ist z.B. in agrarischen Regionen, wo Frauen Subsistenzwirtschaft betreiben, deren Arbeitsensemble ganz anders zusammengesetzt als das von erwerbstätigen Hausfrauen in unseren Breiten. Neben der Haushaltung im Innenbereich gehört zur Subsistenzarbeit die Viehhaltung, die Feldbestellung, die Produktion von Lebensmitteln für den Eigenbedarf und zum Verkauf auf informellen Märkten, das Wasserholen und das Sammeln von Brennmaterial. Auch „Männerarbeit" hat in der Subsistenzarbeit seine spezifischen Merkmale: Männer gehen eher einer Lohnarbeit in den Städten nach und übernehmen zuhause bestimmte Tätigkeiten, die sich mit ihren Vorstellungen von Maskulinität vertragen: z.B. so genannte körperlich schwere Arbeiten wie das Roden oder Bäume fällen.

Des Weiteren variieren die Geschlechterordnungen, in denen die sozialen Aufgaben von Frauen und Männer niedergelegt sind, von Kultur zu Kultur. Die Aufteilung von Arbeit auf die Genus-Gruppen folgt religiösen Traditionen, patriarchalischen Machtstrukturen, Rechtssystemen, ökonomischen Entwicklungen und der Art und Weise, in der sich Stereotype von Weiblichkeit und Männlichkeit herausgebildet haben.

Richtet sich komparative Forschung an solchen Kriterien des Vergleichs aus, dann lässt sich herausfinden, wo wir – trotz soziokultureller Unterschiedenheit – auf Ähnlichkeiten in der Konnexion „Arbeit und Geschlecht" stoßen und wo wir mit Differenzen zu rechnen haben.

Ich gehe also davon aus, dass „Arbeit" einen Ensemblecharakter hat (vgl. Becker-Schmidt 2002, 7-22). Angesichts der Tätigkeiten, die Frauen kombinieren, ist das offensichtlich. Ihr Arbeitsensemble setzt sich in den modernen westlichen Gesellschaften aus Hausarbeit, care work und Erwerbstätigkeit zusammen. In Haushalten, wo Geld knapp bemessen ist, kommt die Herstellung von Produkten für den Eigenbedarf hinzu. Überdies übernehmen Frauen ehrenamtliche Verpflichtungen. Auch die Arbeit von Männern umfasst mehrere Tätigkeiten: Mithilfe im Haushalt und bei der Kinderversorgung, Eigenarbeit (z.B. Reparaturen), mehrere Jobs, da oft ein einziger Verdienst für die Lebenshaltung nicht ausreicht, und Ehrenämter. Auf den ersten Blick scheint es so, als gäbe es vergleichsweise mehr Übereinstimmungen als Differenzen zwischen der Gesamtarbeit von Frauen und der von Männern. Dieser Schein trügt:

- Weltweit leisten Frauen täglich mehr Arbeitzeit ab als Männer. Ihr Tätigkeitsspektrum ist zudem durch die Vielfalt von Aufgaben im Haushalt, caring eingeschlossen, weiter aufgefächert.

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

- Frauen übernehmen mehr unbezahlte Arbeit als Männer, weil letztere sich in der Regel weniger an der Hausarbeit beteiligen. Des Weiteren stellen Frauen ehrenamtliche Tätigkeiten dem Gemeinwesen meist unentgeltlich zur Verfügung, während diejenigen, welche Männer übernehmen, in der Mehrzahl der Fälle bezahlt werden (vgl. Notz 2004, 420-428).

- Das Ensemble von Frauen setzt sich aus gegenläufigen Arbeitsformen zusammen; das von Männern dagegen weitgehend aus Praxen, die ähnliche Tätigkeitsmerkmale aufweisen. Angehörige der weiblichen Genus-Gruppe überschreiten mit ihrer Berufstätigkeit nicht nur die Grenzziehungen zwischen privaten und öffentlichen Räumen, sie arbeiten auch in Segmenten des Beschäftigungssystems, die traditioneller Weise als Männerdomänen gelten. Männer versuchen dagegen in allem, was sie tun – Arbeit im und am Haus, Arbeit für den Eigenbedarf, Berufsarbeit und Ehrenamt – eher im Rahmen jener Beschäftigungen zu bleiben, die sich mit ihrem geschlechtsbezogenen Selbstbild vereinbaren lassen. Was Männer für „Frauenarbeit“ (in der Hausarbeit wie in der Erwerbssphäre) halten, wird häufig gemieden.

- An der Gegenläufigkeit der Arbeitsformen – private Organisation von Hausarbeit/betriebliche Organisation von marktvermittelter Arbeit – lassen sich eine Reihe von Dissonanzen festmachen. Die Praxisfelder, zwischen denen Frauen wechseln, weichen in ihren Anforderungsprofilen und Gratifikationen, in ihren Verkehrsformen und Handlungsmaximen, in ihren Dispositionsspielräumen und Fremdbestimmungen erheblich voneinander ab. Solche Differenzen müssen in den Pendelbewegungen von Frauen zwischen Familie und Beruf ausgehalten, gegeneinander abgewogen und austariert werden. Das Spezifische im Arbeitsensemble von Frauen liegt darum nicht einfach im Quantum ihrer Aufgaben. Im Hin und Her zwischen ganz unterschiedlich gestalteten Arbeitsplätzen sind vielmehr tagtäglich Umstellungsprobleme zu bewältigen. Das erzeugt innere Spannungen und führt zu Komplikationen im Übergang von einer Sphäre zur anderen.

- Aus dem Ensemble von Arbeiten, die Frauen in der privaten Reproduktionssphäre und im Beschäftigungssystem übernehmen, lässt sich keine ohne erhebliche Störungen des psychosozialen Gleichgewicht herauslösen. Ich habe bereits ausgeführt, in welche Zwickmühle Frauen geraten, wenn sie überlegen, ob sie sich nicht besser nur für einen Arbeitsplatz als für zwei entscheiden. Auch Männer beginnen, eine zu einseitige Ausrichtung ihrer Lebensplanung an beruflichen Belangen zu hinterfragen. Sie wollen in zunehmendem Maße zumindest ihren Part an der Elternschaft übernehmen. Aber die alltägliche Hausarbeit scheint für die Mehrheit der männlichen Genus-Gruppe nicht gerade etwas zu sein, was zum Wunsch, eine Familie zu haben, unvermeidlich dazu gehört.

- Frauen verbinden in ihrer Doppelorientierung die beiden sozialen Bereiche „Familie“ und „Beruf“, die – trotz aller ökonomisch produzierten Entgrenzungsphänomene – immer noch gegeneinander abgedichtet sind. Das ist so, weil Familienarbeit, in der regenerative Aufgaben zu bewältigen sind, Zeitstrukturen sowie eine Mischung von sachgerechten und emotionalen Aufwendungen einfordert, die sich von den gängigen Reglements im marktvermittelten Arbeitsprozess unterscheiden. Für die Grenzgängerinnen, die Familie und Beruf tagtäglich im Spagat überbrücken, gibt es wenig gesellschaftliche Unterstützung. In keiner der beiden separierten Sphären wird Rücksicht darauf genommen, was jeweils auf der anderen Seite der Trennlinie an Arbeit geleistet werden muss. Es wird berufstätigen Hausfrauen

Sozialpolitik in Diskussion, Band 6/2007: Seiten 36–50

der Kraftakt zugemutet, individuell zusammenzuhalten, was unter bestehenden Arbeitsbedingungen in beiden gesellschaftlichen Praxisfeldern unvereinbar ist.

- In allen Arbeitsverhältnissen, in die sich soziale Ungleichheitslagen eingeschrieben haben, werden Frauen zusätzlich zu klassen- und ethniebezogenen Benachteiligungen noch einmal wegen ihrer Geschlechtszugehörigkeit diskriminiert. Einer solchen Kumulation von Formen der Ungleichbehandlung ist keine andere soziale Gruppe ausgesetzt.

Sobald wir den Differenzen auf die Spur kommen, die sich zwischen dem Arbeitsensemble der weiblichen und dem der männlichen Genus-Gruppe ausmachen lassen, stoßen wir auf Zusammenhänge zwischen Arbeitsverhältnissen, Geschlechterverhältnissen und gesellschaftlichen Formbestimmungen. Subjektivität wird in dieser Konstellation ebenso konstituiert wie soziale Faktizität. Daraus lässt sich folgern: Wenn soziologisches Denken die folgenden Verflechtungen verfehlt – die Verschränkung von geschlechtsbasierter familialer und beruflicher Arbeitsteilung, von institutionellen engendering-Prozessen und der Allokation der Geschlechter in hierarchisierten gesellschaftlichen Sektoren, von hierarchischen Geschlechterarrangements auf allen sozialen Ebenen und der Formation der Gesellschaft insgesamt – dann kommt es sowohl in der Subjekt- als auch in der Gesellschaftstheorie zu Verkürzungen. Die Argumentationskette, mit der sich diese These begründen lässt, sei noch einmal in kurzen Schritten durchlaufen.

In den Paradigmen der Industrie- und Arbeitssoziologie wird die Kumulation von Benachteiligungen im weiblichen Lebenszusammenhang nur vage zur Kenntnis genommen. Es bleibt unklar, wie in den unterschiedlichen Arbeitsverhältnissen, in denen Frauen sich bewegen, für sie charakteristische Handlungsoptionen entstehen, die dann gesellschaftlich instrumentalisiert werden.

Den gesellschaftlichen Vermittlungen in der Konnexion „Arbeit und Geschlecht“ wird in der Industriesoziologie nicht weit genug nachgegangen. Das gilt z.B. für die Analyse der Überschneidung von häuslicher und gewerblicher Arbeitsteilung. Sie nimmt nicht nur maßgeblichen Einfluss auf die Gestaltung des Geschlechterverhältnisses. Die dort geltenden Relationen schlagen sich vielmehr in der Organisation der Arbeitswelt und in der Distribution von gesellschaftlicher Gesamtarbeit nieder. Und umgekehrt: Politisch-ökonomische Bewertungen von Arbeitsformen gehen in die Relevanzkriterien ein, nach denen soziale Praxen erst sexuiert und dann bemessen werden.

Die Vernachlässigung des Praxisfeldes „häusliche Versorgung“ beeinträchtigt überdies industriesoziologische Konzepte von gesellschaftlicher Reproduktion. Wird ausgeblendet, welche Relevanz die Institution „Familie“ für die Aufrechterhaltung des Gemeinwesens zukommt, fällt ein zentraler Sektor aus der Untersuchung gesellschaftlicher Arbeit- und Funktionszusammenhänge heraus. Es wird nicht darauf insistiert, dass das Sozialgefüge und die ihm zugehörige Bevölkerung nur weiter bestehen können, wenn in den Kreisläufen gesellschaftlicher Erneuerung öffentliche und private Reproduktionsprozesse ineinander greifen (vgl. Beer 1990; Krüger 2001, 63-90). Auch theoretische Vorstellungen von der sozialen Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften bleiben unzulänglich, wenn die Privatsphäre behandelt wird, als hätte sie – weil nicht marktvermittelt – keine der industriellen Produktion und dem kommerziellen Dienstleistungssektor vergleichbare gesellschaftliche Bedeutung. Was im Privaten angesiedelt ist, scheint auch nur Privatsache zu sein. Privatheit ist jedoch als Form

der Vergesellschaftung zu untersuchen. Es gehört jedoch zu den blinden Flecken differenzierungstheoretischer Ansätze insgesamt, dass die Privatsphäre vorrangig personenbezogen gesehen wird. Sie erscheint als Raum für die Erfüllung lebensweltlicher Bedürfnisse, für intime Beziehungen und emotionalen Austausch, für Ruhe, Erholung und die Freizeitaktivitäten von Individuen, nicht aber als Sektor, der durch die Einlösung ihm übertragener gesellschaftsrelevanter Aufgaben für den Fortbestand des Sozialsystems insgesamt von Gewicht ist. Zwar trägt die Industriesoziologie der Tatsache Rechnung, dass die Revitalisierung der Arbeitskraft durch Privatarbeit zustande kommt. Aber diese Einsicht wird zu wenig im Rahmen eines Konzepts von gesellschaftlicher Gliederung und Funktionsteilung reflektiert: Der Beitrag der Privatsphäre zum Bevölkerungserhalt, zur Sozialisation der Individuen und zur Mediation zwischen Produktion und Konsumtion kommt zu kurz. Würde man fragen, in welcher Weise die Institution „Familie“ in ihrer Bezogenheit auf und ihrer Abgrenzung von marktförmigen Sphären vergesellschaftet ist, träten eine Reihe von Friktionen in Reproduktions- und Differenzierungsprozessen zu Tage, die ein nicht zu unterschätzendes Krisenpotenzial bergen. Das Missverhältnis in der gesellschaftlichen Anerkennung von Praxen, die sustentativen Charakter haben, und der durch das Wirtschaftssystem induzierten Wertschätzung von Tätigkeiten, die lebendige Arbeit in Kapital verwandeln, evoziert soziale Konflikte, die das gesellschaftliche Gefüge und den sozialen Zusammenhalt destabilisieren.

LITERATUR

Altvater, Elmar und Birgit *Mahnkopf* (2004), Globalisierung der Unsicherheit: Arbeit im Schatten, Schwarzes Geld und informelle Politik, Münster.

Aulenbacher, Brigitte (2005), Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsdiagnosen, Wiesbaden.

Aulenbacher, Brigitte (2005a), Subjektivierung der Arbeit. Ein hegemonialer industriesoziologischer Topos und was feministische Arbeitsforschung und Gesellschaftsanalyse dazu zu sagen haben, in: *Lohr,* Karin und Hildegard M. *Nickel* (Hg.), Subjektivierung von Arbeit – riskante Chancen? Münster, 34-36.

Becker-Schmidt, Regina (1996), Früher-später; innen-außen: Feministische Überlegungen zum Ideologiebegriff, in: Kritische Theorie, 2. Jahrgang 3/1996, 27-52.

Becker-Schmidt, Regina (2002), Einleitung, in: dies. (Hg.), Gender and Work in Transition. Globalization in Western, Middle and Eastern Europe, Opladen, 7-22.

Becker-Schmidt, Regina (2004), Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben, in: Ruth *Becker* und Beate *Kortendiek,* (Hg.), Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung, Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden, 62-71.

Beer, Ursula (1990), Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses, Frankfurt am Main/New York.

Bieling, Hans Jürgen (2000), Spaltung und Ausgrenzung. Gesellschaftstheorie und Zeitdiagnose, Münster.

Hirsch, Joachim und Roland Roth (1986), Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus, Hamburg.

Hochschild, Arlie Russell (1997), The Time Bind. When Work becomes Home and Home becomes Work, New York.

Jürgens, Kerstin (2002), Die Janusköpfigkeit der Arbeitszeitflexibilisierung. Plädoyer für eine nachhaltige Arbeitszeitpolitik, in: Detlev *Clausen* und Oskar *Negt* und Michael *Werz* (Hg.), Transformationen von Arbeit, Hannoversche Schriften 5, Frankfurt am Main, 100-118.

Jürgens, Kerstin (2006), Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung, Wiesbaden.

Jurcyk, Karin (2004), Familie in einer neuen Erwerbsgesellschaft – Herausforderungen für eine nachhaltige Familienpolitik. Familienfragen, in: Eidgenössische Koordinationskommission (Hg.), Zeit Für Familien. Beitrage zur Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsalltag aus familienpolitischer Sicht, Bern, EKFF, 107-128.

Jurcyk, Karin (2005), Work-Life-Balance und geschlechtergerechte Arbeitsteilung. Alte Fragen neu gestellt, in: Hartmut Seifert (Hg.), Flexible Zeiten in der Arbeitswelt, Frankfurt am Main/New York, 102-123.

Jurcyk, Karin und Andrea *Lange* (2002), Familie und Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte, in: Diskurs 12 (3), 9-16.

Jurcyk, Karin und Maria *Rerrich* (2003), Lebensführung weiblich – Lebensführung männlich. Macht diese Unterscheidung heute noch Sinn?, in: dies. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung, Freiburg im Breisgau, 151-206.

Jurczyk, Karin und G. Günter *Voß* (2000), Entgrenzte Arbeitszeit – reflexive Arbeitszeit, in: Eckart *Hildebrandt* (Hg.), Reflexive Lebensführung. Zu den sozioökologischen Folgen flexibler Arbeit, Berlin, 51-206.

Kratzer, Nick und Dieter *Sauer* (2001), Entgrenzung von Arbeit – Konzept, Thesen, Befunde, in: Karin *Gottschall* und G. Günter *Voß* (Hg.), Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel von Beziehungen von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag, München, 87-123.

Krüger, Helga (1995), Dominanzen im Geschlechterverhältnis. Zur Institutionalisierung von Lebensläufen, in: Regina *Becker-Schmidt* und Gudrun *Axeli Knapp* (Hg.), Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt am Main/New York, 195-219.

Krüger, Helga (2001), Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung, in: Gudrun Axeli *Knapp* und Angelika *Wetterer* (Hg.), Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Theorie, Münster, 63-90.

Marx, Karl (1953), Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. Rohentwurf, Leipzig.

Moldaschl, Manfred (2001), Herrschaft durch Autonomie – Dezentralisierung und widersprüchliche Arbeitsanforderungen, in: Burkhart *Lutz* (Hg.), Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Uni München, Berlin, 132-164.

Moldaschl, Manfred (2002), Subjektivierung. Eine neue Stufe in der Entwicklung der Arbeitswissenschaften? in: Manfred *Moldaschl* und G. Günter *Voß* (Hg.), Subjektivierung von Arbeit. Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit, München, 23-52.

Notz, Gisela (2004), Arbeit: Hausarbeit, Ehrenamt, Erwerbsarbeit, in: Ruth *Becker* und Beate *Kortendiek* (Hg.), Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden, 420-428.

Pongratz, Hans J. und G. Günter *Voß* (2003), Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen, Berlin.

Sauer, Dieter (2005), Arbeit im Übergang. Eine Standortbestimmung, Wiesbaden.

Sauer, Dieter und Volker *Döhl* (1994), Arbeit an der Kette. Systematische Rationalisierung unternehmensübergreifender Produktion, in: Soziale Welt 45 (2), 1994, 197-215.

Stief, Gabriele (2006), Karriere machen wie Männer. Mit Kindern, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 8. März 2006, 3.

Thiessen, Barbara (2003), Arbeitsplatz Privathaushalt: Feministische Erkundungen, in: femina politica 12 (1), 63-77.

Voß, G. Günter (1998), Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels von Arbeit, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 31 (3) 1998, 473-487.